



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Koch, Max: Hartmanns Armer Heinrich.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Hartmanns Armer Heinrich.



Seit dem Erwachen der germanistischen Studien in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist dem „Armen Heinrich“ des höfischen Dichters Hartmann, eines ritterlichen Dienstmannes der Herren von Aue, besondere Teilnahme zugewendet worden. Zwar fühlte sich Goethe, der den Nibelungen, König Rother und andern mittelhochdeutschen Dichtungen liebevolles Studium widmete und ihre Gestalten 1810 in dem Maskenzuge „Die romantische Poesie“ verherrlichte, gerade von diesem Werke unangenehm abgestoßen. Das „an und für sich betrachtet höchst schätzenswerte Gedicht,“ äußerte er in den Tages- und Jahreshäften von 1811, habe ihm „physisch-ästhetischen Schmerz“ gebracht. „Den Ekel gegen einen ausfägigen Herrn, für den sich das wackerste Mädchen opfert, wird man schwerlich los; wie denn durchaus ein Jahrhundert, wo die widerwärtigste Krankheit in einem fort Motive zu leidenschaftlichen Liebes- und Ritterthaten reichen muß, uns mit Abscheu erfüllt. Die dort einem Heroismus zu grunde liegende schreckliche Krankheit wirkt wenigstens auf mich so gewaltfam, daß ich mich vom bloßen Berühren eines solchen Buches schon angesteckt glaube.“ Allein trotz Goethes Urteil wurde gerade dieses Gedicht in der Folge das am meisten gelesene der ganzen deutschen Literatur des Mittelalters, da Adalbert von Chamisso 1839 eine den Brüdern Grimm gewidmete Bearbeitung im Musenalmanach veröffentlichte, welche dann, in Chamissos Werke aufgenommen, mit ihnen allgemeine Verbreitung fand. Sa das Werk, welches schon als Dichtung auf Goethes Phantasie einen so widrigen Eindruck machte, wurde vor einigen Jahren (1877) sogar mit Illustrationen herausgegeben. Welchen unmutsvollen Tadel würde Goethe, der Lebenslang an den Kunstlehren des Lessingschen Laokoon festhielt, vollends gegen eine bildliche Darstellung dieses Gedichtes ausgesprochen haben!

Indes, an und für sich betrachtet, erklärte Goethe das Gedicht für schätzenswert. Und unsre Anerkennung muß sich noch steigern, wenn wir es mit Hartmanns übrigen Werken vergleichen. Hartmann hat von jeher enthusiastische Bewunderer gefunden. Kein geringerer als Gottfried von Straßburg hat die reine, lautere Rede, die krystallne Sprache des von Aue gepriesen und ihm als dem Meister der deutschen Epik Kranz und Lorber zugewiesen. Nach der Wiedererweckung der mittelalterlichen Literatur ist Hartmann als Sprachmuster von der einen Partei unsrer Germanisten geradezu kanonisiert worden; und die Korrektheit seiner Sprache und Metrik mag wirklich eine tadellose sein. Nur hätte

man ihn ob seines formalen Vorzuges nicht als den größten Meister unsrer mittelalterlichen Epik auf den Schild heben sollen. Gottfried, an der berühmten Stelle des Tristan, verbindet das Lob Hartmanns mit einem höchst bissigen Tadel gegen den Finder wilder Mären, den Verwilderer höfischer Erziehung — Wolfram von Eschenbach. Es hat mich befremdet, auch in der neuesten Ausgabe des Hartmannschen Gedichtes, einer sonst dankenswerten Gabe aus Wilhelm Wackernagels Nachlaß,\*) einem ähnlichen Urteile wieder zu begegnen, wie es Gottfried im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts ausgesprochen hat. Unzähligemale hat man nach dem Vorgange von Gerwinus den Gegensatz erörtert, in welchem sich Gottfried und Wolfram und ihre Schulen bewegten. Sogar in einer modernsten Zuckerwasserdichtung ist diese literarhistorische Thatsache belletristisch verwertet worden. Jener Gegensatz ist wirklich eine der wichtigern Erscheinungen unsrer Literaturgeschichte. Er kehrt im achtzehnten Jahrhundert wieder in der Gegenüberstellung Hagedorns und Hallers, Klopstocks und Wielands. Haller suchte in einer lesenswerten Abhandlung sich selber über die Natur dieses Gegensatzes Klarheit zu verschaffen. Hat die literarische Forschung des neunzehnten Jahrhunderts aber mit vollem Rechte auf den Gegensatz Gottfrieds von Straßburg und Wolframs von Eschenbach hingewiesen, so darf darüber doch nicht vergessen werden, daß Gottfried selber Hartmann von Aue und Wolfram als die Führer verschiedener Richtungen einander entgegensetzt. Hartmann ist der Vertreter des korrekten Formalismus, wie er sich unter andern Verhältnissen und in anderer Form dann im achtzehnten Jahrhundert wieder in Gottscheds Schule bildete. Dieser ästhetischen Korrektheit entspricht auch eine ethische; doch nein, dies Wort sagt zu viel, es deutet zugleich auf das Element hin, welches Hartmanns Sittenlehre eben nicht in sich enthält. Hartmann schildert uns in seinen beiden großen Epen das Ideal höfischer Sitte, von einer tiefern Auffassung ist bei ihm keine Rede. Der Anstand, man möchte fast sagen nach einem Komplimentirbuche, wird hier in ritterlichen Beispielen gelehrt, das allgemein menschliche Sittengebot und Gefühl kommt dabei aber entschieden zu kurz. Auch Wolfram ist in den Anschauungen seines Standes vielfach befangen. Der junge Parcival tötet eigentlich aus kindischem Umstande den edeln König Ither von Gaheviez, den fleckenreinen, von dem nie ein Ohr etwas tadelnswertes vernommen. Der Dichter beklagt seinen Tod, weil dieser durch einen Gabylot (Wurfspeer), nicht durch eine Turnierlanze erfolgt ist. Solches Aufgehen in der formelhaften Courtoisie kommt auch bei Wolfram öfter als einmal vor. Aber wie weit steht er nichtsdestoweniger von Hartmann und seinem rein äußerlichen Wesen ab. Ich gebe statt aller weitem Ausführung nur ein Beispiel, das mir so charakteristisch erscheint, daß ich mich wüßte, es nicht schon längst

\*) Hartmanns Armer Heinrich. Mit Anmerkungen und Abhandlungen von Wilhelm Wackernagel herausgegeben von W. Toischer. Basel, Benno Schwabe, 1885.

angeführt gefunden zu haben. Geradezu als einen Lieblingsgedanken Wolframs muß man seinen häufig wiederkehrenden Ausspruch betrachten, man solle nicht nach dem Schein urteilen. Er legt besondern Wert auf diese Sentenz, die mit der Grundlage seiner ganzen moralischen Weltanschauung im engsten Zusammenhang steht. Wohl könne der Zweifel den Menschen erfassen, daß sein Thun dem moralischen Beobachter gefleckt erscheine wie die Farbe der Ekster. Wenn nur sein Herz nicht ganz die finstere Farbe trage, dürfe man an seinem schließlichen Heile nicht irre werden. Auf's mannichfachste wechselnd liegt diese Idee vielen seiner Bilder und Aussprüche zu grunde, er klagt, daß man diese Lehre nicht genügend befolge.

Manch Weibes Schönheit ruft man aus.  
Ist die im Herzen nicht zu Haus,  
So lob ich, wie ich loben wollt,  
Den Glasfluß, den man setzt in Gold.  
Ich acht Verschulden nicht gering  
Deß, der in niedrigen Messing  
Den edelen Rubin setzt feste  
Und alle seine Wunderkräfte.  
Ein rechtes Weib dem Steine gleicht,  
Die nie von rechter Weibheit weicht;  
Nicht äußere Farbe an mich zieht,  
Des Herzens Dach, das jeder sieht.  
Sieht gut in ihrer Brust es aus,  
Dann flieg ihr Ruhm ins Land hinaus.

Nun hat es Hartmann auch einmal für gut befunden, das Sprichwort, man solle nicht nach dem äußern Schein urteilen, seinen Hörern einzuschärfen. Herr Gref giebt seiner Überzeugung Ausdruck:

Deß Wort geht sicher fehl, der dreist  
Von einem Weib sein Urteil sagt  
Nur nach dem Kleide, das sie trägt.  
Man soll an einem Weibe  
Urteilen nach dem Leibe,  
Ob diesem Lob und Preis gebührt,  
Nicht nach dem Kleide, das ihn ziert.

Mag man einwenden, Hartmann habe hier nicht in eigner Person gesprochen; es bleibt doch für ihn selbst charakteristisch, wie ein und derselbe Grundgedanke von seinem Helden, und wie er von Wolfram aufgefaßt wird.

Nur in einem Werke hat Hartmann den engbegrenzten höfischen Gesichtskreis überschritten, eben in seinem „Armen Heinrich.“ Das arme Bauermädchen, das auf der Grenze von Kind und Jungfrau sich für seinen aussätzigen Herrn opfern will, halb aus religiöser Schwärmerei, halb sich selber unbewußt aus irdischer Minne zu dem Wohlthäter seiner Eltern, erweckt rein menschliche Nührung. Wird der

Leser mit Groll gegen den selbstfüchtigen Kranken erfüllt, der das gute Kind einem grausamen Tode preiszugeben entschlossen ist, so erfreut die entscheidende Wendung umsomehr, und die schließlich stattfindende Mesalliance sichert dem alten Gedichte die unzweifelhafte Gunst des neunzehnten Jahrhunderts. Zum Lobe des Gedichtes, das zwischen Legende und Novelle schwankt, darf auch in betracht kommen, daß es eines der ungemein seltenen Werke unsrer mittelalterlichen höfischen Literatur ist, das seinen Stoff nicht dem Auslande schuldig ist. Eine von der Sage ausgeschmückte wirkliche Begebenheit im Geschlechte von Hartmanns Dienstherren, derer von Aue, liegt der Dichtung zu grunde. Die neue Ausgabe ist aus Wilhelm Wackernagels akademischen Vorlesungen hervorgegangen; Toischer hat in taktvoller Weise die seit Wackernagels Tode herausgekommene Literatur über Hartmann und seine Werke ergänzend herangezogen, sodaß die Ausgabe nach jeder Richtung hin dem neuesten Stande der Forschung entspricht. Die umfangreichen Anmerkungen Wackernagels — in Fedor Bech's gleichfalls kommentirter Ausgabe zählt das Gedicht 49 Seiten, in der Ausgabe von Wackernagel und Toischer 98 Seiten — sind hauptsächlich sprach-erklärend und für Fachgenossen berechnet. Die Abhandlungen des Anhanges dagegen werden auch für weitere Kreise interessante Belehrung bieten. Der „Ausatz und dessen Heilung innerhalb der Geschichte“ bildet die allgemeine geschichtliche Grundlage dieser und vieler verwandten Dichtungen (Konrads von Würzburg „Engelhard,“ die Legenden von Sankt Silvester, Jourdans von Blavins Amis et Amiles u. a.). Wackernagel giebt, auf medizinische Vorarbeiten gestützt, eine Beschreibung der verschiedenen Arten des Ausfazes und der Behandlung, welche vonseiten des Staates und der Gesellschaft den Ausfägigen zuteil wurde. Der Glaube, daß der Ausfaz durch das Blut unschuldiger Kinder geheilt werden könne, war bei Laien wie Ärzten allgemein verbreitet. Im Mittelalter, sagt Wackernagel (S. 198), „waren sehr häufig die Ärzte Juden“; in verschiedenen Erzählungen (von Papst Innocenz VIII.) und Sagen (Girlanda, Konstantinus und Silvester) „sind es jüdische Ärzte, die den Rat geben. Rechnet man hierzu noch, daß unter den Juden, wie es scheint, der Ausfaz noch lange als häufiges Erbübel fortgedauert hat, so fällt ein neues Licht auf die fort und fort und überall wiederkehrenden Erzählungen, wie von den Juden Christenkinder aufgefangen und ihnen das Blut sei abgezapft worden.“ Die zweite Abhandlung untersucht die „sagenhafte Ausbildung und Anwendung des geschichtlichen Stoffes,“ eine dritte „die Sage vom armen Heinrich und Hartmanns Darstellung.“ Nicht mit Unrecht hebt Wackernagel dabei hervor, daß Hartmann in der Darstellung der Krankheit sehr diskret verfahren sei; in der That, vergleicht man wie z. B. Konrad von Würzburg in seiner Allegorie Der werlte lön den von Maden durchwühlten Rücken der ausfägigen Dame Welt mit Zola'schem Naturalismus geschildert hat, so weiß man dem streng den höfischen Anstand wahren Kunststile Hartmanns einmal aufrichtig Dank. Daß er diesen

im „Armen Heinrich“ zwar beibehalten, aber auf einen rein menschlich rührenden Stoff angewandt hat, giebt diesem Gedichte seine eigentümlich bevorzugte Stellung im Kreise seiner und der mittelalterlichen Erzählungskunst überhaupt.

Marburg i. H.

Max Koch.



## Ein Knopf von Goethe.



Wenn ich einen Knopf von Goethe einmal zufällig bekäme, ich glaube, ich würde ihn aufheben — wer von Gebildeten würde das nicht thun? — und vielleicht sorgfältig, vielleicht heilig aufheben, würde ihn mit Vergnügen, vielleicht mit Wichtigkeit zeigen, würde mir wohl auch gegen Spott, der zu erwarten wäre, Waffen zu rechtlegen — das wäre eine schöne Aufgabe, sie könnte mich zur Ausführung reizen auch ohne den wirklichen Knopf. Ich weiß das ja nicht sicher, da ich eben keinen habe, aber ich kann mirs so lebhaft denken, daß es mir so ergehen würde, und wahrlich, der besessene Knopf von Goethe ist mir unter der Hand schon wie ein wirklicher geworden!

Aber — ist er, wäre er wirklich von ihm? Nicht von irgend einem Alltagsmenschenkinde? Allenfalls von einem Schreiber von ihm? Dann hätte ihn Goethe wohl aber wenigstens gesehen, wenigstens einmal mit den Augen gestreift — aber wer beweist oder bewiese dies oder jenes? Er müßte von einem Manne oder einer Frau herrühren, die ihn etwa von einem abgelegten Rocke oder einer Weste (warum nicht im Notfall auch von Beinkleidern?) an sich genommen hätte als Andenken. Hat man doch von Schiller eine ganze Weste im Schillerhause in Gohlis mit einer ganzen Garnitur von Knöpfen, warum nicht von Goethe einen Knopf?

Und Goethe hat doch sicherlich auch Knöpfe an sich getragen, viel mehr als Schiller — wie viel? Die Frage ist wohl noch nicht aufgeworfen, nicht einmal von Dünker — sie wäre aber nicht ganz gleichgiltig, denn in dem Maße, wie die ermittelte Zahl der von ihm getragenen Knöpfe wüchse, wüchse auch die Möglichkeit, daß der betreffende Knopf ein Goethe-Knopf wäre; ist das nicht statistisch logisch sicher? Statistik und Logik aber sind die aller sichersten, wo nicht die einzig sichern Werkzeuge zur Constatirung eines Satzes, den einer angezweifelt; das ist ja eine der glücklichsten Errungenschaften der Jetztzeit, die